

In dieser Secunde öffnete sich die Thüre und der Gefangenwärter sprach, sich an Bertuccio wendend:

„Verzeihen Sie, der Untersuchungsrichter erwartet den Gefangenen.“

„Das ist der Schluß meines Verhörs, sagte Andrea zu dem würdigen Intendanten . . . „zum Teufel mit dem Ueberlästigen!“

„Ich werde morgen wiederkommen,“ versetzte Bertuccio.

„Gut!“ sagte Andrea. „Meine Herren Gendarmen, ich bin ganz zu Ihren Diensten . . . Ah! lieber Herr, lassen Sie doch ein Duzend Thaler in der Kanzlei zurück, daß man mir hier gibt, was ich brauche.“

„Es soll geschehen,“ erwiederte Bertuccio.

Andrea reichte ihm die Hand; Bertuccio behielt die feine in der Tasche und ließ nur ein paar Goldstücke darin klingen.

„Das wollte ich sagen,“ sprach Andrea mit einer lächelnden Grimasse, jedoch ganz bewältigt durch die seltsame Ruhe von Bertuccio.

„Sollte ich mich getäuscht haben?“ sagte er zu sich selbst, in den länglichen und vergitterten Wagen steigend, den man den Salatkorb nennt. „Wir werden sehen! Morgen also!“ fügte er, sich gegen Bertuccio umwendend, bei.

„Morgen!“ antwortete der Intendant.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Der Richter.

Man erinnert sich, daß der Abbé Busoni allein bei Noirtier in dem Sterbezimmer geblieben war, und daß

sich der Greis und der Priester zu Wächtern der Leiche des Mädchens gemacht hatten.

Vielleicht waren es die christlichen Ermahnungen des Abbé, vielleicht war es das überzeugende Wort, was dem Greise den Muth zurückgab; denn seit dem Augenblick der Besprechung, die er mit dem Priester gehabt, kündigte bei Noirtier, statt der Verzweiflung, die sich Anfangs seiner bemächtigt, Alles eine große Resignation, eine Ruhe an, die besonders für diejenigen überraschend war, welche sich seiner tiefen Liebe und Zuneigung für Valentine erinnerten.

Herr von Villefort hatte den Greis seit dem Morgen des Todes nicht wieder gesehen. Das ganze Haus war erneuert worden; man hatte einen anderen Kammerdiener für ihn, einen anderen Bedienten für Noirtier angeworben; zwei Kammerfrauen waren in den Dienst von Frau von Villefort eingetreten: Alle, bis auf den Portier und den Kutscher, boten neue Gesichter, welche sich gleichsam zwischen den verschiedenen Gebietern dieses verfluchten Hauses erhoben und die unter denselben bereits bestehende Kälte als noch mehr durchherrschend erscheinen ließen. Ueberdies eröffneten sich die Affisen in ein paar Tagen, und in sein Cabinet eingeschlossen, verfolgte Villefort mit fieberhafter Thätigkeit den gegen den Mörder von Cadrouffe eingeleiteten Prozeß. Diese Angelegenheit machte, wie alle diejenigen, mit welchen der Graf von Monte Christo vermengt war, großes Aufsehen in der Pariser Welt. Die Beweise waren nicht überzeugend, weil sie auf einigen Worten, geschrieben von einem sterbenden Galeerenflaven, einem ehemaligen Bagnogenossen des Angeklagten, beruhten, der seinen Gefährten aus Haß oder aus Rache anschuldigen konnte; nur das Bewußtsein des Beamten hatte sich festgestellt; der Staatsanwalt hatte die furchtbare Ueberzeugung gewonnen, Benedetto wäre schuldig, und es sollte ihm aus diesem schwierigen Siege einer von jenen Genüssen der Eitelkeit erwachsen,

welche allein einiger Maßen die Fibern seines vereisten Herzens erweckten.

Der Prozeß nahm also seinen Gang, in Folge der rastlosen Arbeit von Villefort, welcher die Eröffnung seiner nächsten Affisen daraus machen wollte. Mehr als je war er genöthigt, sich zu verbergen, um eine Erwiderung auf die ungeheure Menge von Bitten zu vermeiden, die man an ihn richtete, um Audienzarten zu erhalten.

Und dann war nur so kurze Zeit vorüber, seitdem man die arme Valentine zu Grabe getragen, der Schmerz des Hauses war noch so neu, daß Niemand darüber staunte, wenn man den Vater so ganz in seine Pflichterfüllung als in die einzige Zerstreuung, die er für seinen Kummer finden konnte, versunken sah.

Ein einziges Mal, und zwar an dem Tage, nach dem Benedetto den zweiten Besuch von Bertuccio empfangen, bei welchem dieser ihm den Namen seines Vaters hatte nennen sollen, war Villefort Herrn Noirtier zu Gesichte gekommen: es geschah dies in dem Augenblick, wo der Beamte, durch die Anstrengung entkräftet, in den Garten seines Hauses hinabging, und Tarquinius ähnlich, wie er mit seinem Stabe die höchsten Mohnköpfe abschlug, die langen, sterbenden Stengel von Herbstrosen, welche sich wie Gespenster am Wege erhoben, mit einem Stocke abmähte.

Wiederholt war er bis an den Hintergrund des Gartens, bis an das bekannte, nach dem verlassenen Gehege führende Gitter gegangen, als er durch dieselbe Allee, in der er mit der gleichen Geberde hin und her wanderte, zurückkehrend, zufällig nach dem Hause schaute, in welchem er mit großem Geräusch seinen Sohn spielen hörte, der aus seiner Pension zurückgekommen war, um den Sonntag und den Montag bei seiner Mutter zuzubringen.

Bei dieser Bewegung sah er an einem von den offenen Fenstern Herr Noirtier, der sich bis an den Kreuz-

stoß hatte vollen lassen, um sich der letzten Strahlen einer noch warmen Sonne zu erfreuen, die gerade die verwelkenden Blüthen der Winden und die gerötheten Blätter der Jungfernreben begrüßte.

Das Auge des Greises war gleichsam auf einen Punkt gelenket, den Billefort nur unvollkommen wahrte. Dieser Blick von Noirtier war so haßerfüllt, so wild, zeugte so sehr von heftiger Ungeduld, daß der Staatsanwalt, der alle Eindrücke dieses ihm so genau bekannten Gesichtes mit voller Gewandtheit auffaßte, von der Linie, die er durchlief, abging, um zu sehen, auf was oder auf wen der gewichtige Blick fiel.

Da bemerkte er unter einer Gruppe von Linden mit beinahe entblätterten Ästen Frau von Billefort, welche, ein Buch in der Hand, auf einer Bank saß und sich von Zeit zu Zeit im Lesen unterbrach, um ihrem Sohne zuzulächeln oder ihm seinen elastischen Ball zuzuwerfen, den er hartnäckig vom Salon in den Garten schleuderte.

Billefort erbleichte, denn er verstand, was der Greis sagen wollte.

Noirtier schaute stets denselben Gegenstand an; doch plötzlich ging sein Blick von der Frau auf den Mann über, und Billefort hatte selbst den Angriff dieser blitzenden Augen auszuhalten, die, den Gegenstand verändernd, auch die Sprache veränderten, ohne etwas von ihrem drohenden Ausdruck zu verlieren.

Allen diesen Leidenschaften fremd, deren Kreuzfeuer über ihrem Haupte hinging, hielt Frau von Billefort in diesem Augenblick den Ball ihres Sohnes in der Hand und machte ihm ein Zeichen, er möge denselben mit einem Kusse holen; doch Eduard ließ sich lange bitten, die mütterliche Liebkosung kam ihm wahrscheinlich nicht als eine hinreichende Entschädigung für die Mühe vor, die er sich nehmen sollte: endlich entschloß er sich, sprang aus dem Fenster mitten in ein Beet von Heliotropen und Margareth Blumen, und lief, die Stirne

mit Schweiß bedeckt, auf Frau von Villefort zu. Seine Mutter wischte ihm den Schweiß ab, drückte ihre Lippen auf die feuchte, elfenbeinweiße Stirne, und ließ das Kind mit dem Ball in der einen Hand und mit einem Haufen Bonbons in der andern zurückgehen.

Durch eine unwiderstehliche Anziehungskraft fortgetrieben, wie der Vogel durch die Schlangen beherrscht wird, näherte sich Villefort dem Hause; je näher er zu demselben kam, desto mehr senkte sich, ihm folgend, der Blick von Noirtier, und das Feuer seiner Augensterne schien einen solchen Grad von Brennkraft anzunehmen, daß sich Villefort bis in das Innerste seines Herzens davon verzehrt fühlte. Man las in der That in diesem Blicke zugleich einen blutigen Vorwurf und eine furchtbare Drohung. Dann schlug Noirtier die Augen zum Himmel auf, als ob er seinen Sohn an einen vergessenen Schwur erinnern wollte.

„Es ist gut,“ sprach Villefort unten vom Hofe herauf, „es ist gut, fassen Sie noch einen Tag Geduld; was ich gesagt habe, ist gesagt.“

Noirtier schien durch diese Worte beruhigt, und seine Augen wandten sich gleichzeitig einer andern Seite zu.

Villefort knöpfte heftig seinen Rock auf, der ihn beinahe erstickte, fuhr mit der bleichen Hand über seine Stirne und kehrte in sein Cabinet zurück.

Die Nacht ging kalt und ruhig vorüber; Jedermann begab sich zu Bette und schlief wie gewöhnlich in diesem Hause. Nur Villefort legte sich, ebenfalls wie gewöhnlich, nicht zugleich mit den Andern nieder; er arbeitete bis früh Morgens, durchlas die am Abend vorher von dem Untersuchungsbeamten vorgenommenen Verhöre, verglich die Aussagen der Zeugen und brachte seine Anklageakte, eine der schärfsten und kräftigsten, die er je abgefaßt, vollends ins Reine.

Am folgenden Tage sollte die erste Sitzung der Affisen stattfinden. Villefort sah diesen Tag, einen Montag, blaß und düster anbrechen, und sein bläulicher Schim-

mer ließ die auf dem Papiere mit rother Tinte geschriebenen Zeilen erglänzen. Der Beamte war einen Augenblick entschlummert, während seine Lampe ihren letzten Seufzer von sich gab: er erwachte an ihrem Gefenster, die Finger feucht und purpurroth, als hätte er sie in Blut getaucht.

Der Staatsanwalt öffnete sein Fenster: ein großer, orangefarbiger Streifen durchzog in der Ferne den Himmel und schnitt die schlanken Pappelbäume entzwei, welche sich am Horizont schwarz abzeichneten. Auf dem Luzernenacker, jenseits der Kastanienbäume, ließ eine Lerche, in die Lüfte emporsteigend, ihren klaren Morgengesang ertönen.

Die feuchte Luft der Dämmerung übergieß das Haupt von Billefort und erfrischte sein Gedächtniß.

„Heute wird es geschehen,“ sagte er mit einer gewissen Anstrengung; „heute muß der Mann, der das Schwert der Gerechtigkeit in der Hand hält, überallhin schlagen, wo sich die Schuldigen finden.“

Seine Blicke suchten nun unwillkürlich das Fenster von Noirtier, das Fenster, an welchem er am vorhergehenden Abend den Greis gesehen hatte.

Der Vorhang war zugezogen.

Und dennoch war ihm das Bild seines Vaters so gegenwärtig, daß er sich an dieses verschlossene Fenster wandte, als ob es offen wäre, und daß er noch daran den drohenden Greis erblickte.

„Ja, ja, sei unbesorgt!“ murmelte er.

Sein Kopf sank wieder auf seine Brust herab, und so mit gebeugtem Haupte ging er einige Male im Zimmer auf und ab; dann warf er sich endlich ganz angekleidet auf ein Canapé, weniger um zu schlafen, als um seine durch Müdigkeit und durch die bis in das Mark der Beine dringende Kälte der Arbeit steif gewordenen Glieder wieder geschmeidig zu machen.

Allmählig erwachte Jedermann: Billefort hörte von seinem Cabinet aus die auf einander folgenden Geräusche, welche das Leben des Hauses bilden: die in Be-

wegung gesetzten Thüren, das Klingeln der Glocke von Frau von Billefort, welche ihre Kammerjungfer rief, das erste Geschrei des Kindes, das freudig aufstand, wie man gewöhnlich in seinem Alter aufsteht.

Billefort läutete ebenfalls. Sein neuer Kammerdiener trat ein und brachte ihm die Zeitungen.

Zugleich mit den Zeitungen brachte er eine Tasse Chocolate.

„Ich habe das nicht verlangt. Wer gibt sich diese Mühe mit mir?“

„Madame; sie sagt, der Herr Staatsanwalt würde ohne Zweifel bei dem Ermordungsprozesse viel sprechen und müßte Kräfte sammeln.“

Und der Diener stellte auf den Tisch, der vor dem Canapé stand und wie die andern mit Papieren überladen war, die Bermeiltasse.

Billefort schaute die Tasse einen Augenblick mit einer düstern Miene an, dann ergriff er sie plötzlich mit einer nervigen Bewegung und leerte den Trank, den sie enthielt, mit einem Zuge. Man hätte glauben sollen, er hoffte, dieser Trank wäre tödtlich, und er rief den Tod herbei, der ihn von einer Pflicht befreien sollte, welche ihm etwas Schwierigeres, als das Sterben befahl. Hiernach stand er auf und ging in seinem Cabinet mit einem gewissen Lächeln umher, welches furchtbar anzuschauen gewesen wäre, wenn es Jemand beobachtet hätte.“

Die Chocolate war harmlos, und Herr von Billefort empfand nichts.

Als die Frühstücksstunde gekommen war, erschien Herr von Billefort nicht bei Tische.

Der Kammerdiener kehrte in sein Cabinet zurück und meldete:

„Madame läßt dem Herrn Staatsanwalt sagen, es habe eilf Uhr geschlagen, und die Sitzung sei auf zwölf Uhr bestimmt.“

„Nun! und dann?“ rief Billefort.

„Madame hat ihre Toilette gemacht; sie ist bereit, und läßt fragen, ob sie den Herrn Staatsanwalt begleiten werde?“

„Wohin?“

„In den Justizpalast.“

„Warum dies?“

„Madame sagt, sie wünsche sehr, dieser Sitzung beizuwohnen.“

„Ah! sie wünscht das!“ versetzte Billefort mit einem beinahe schrecklichen Tone.

Der Kammerdiener wich einen Schritt zurück und erwiderte:

„Will der Herr Staatsanwalt allein dahin fahren, so werde ich es der Madame sagen.“

Billefort blieb einen Augenblick stumm, er grub mit seinen Nägeln in seiner bleichen Wange, von der sein ebenholzschwarzer Bart stark abstach.

„Sagen Sie Madame,“ erwiderte er endlich, „ich wünsche sie zu sprechen, und bitte sie, mich in ihrem Zimmer zu erwarten.“

„Gut, mein Herr.“

„Dann kommen Sie zurück, um mich zu rasiren und anzukleiden.“

„Auf der Stelle.“

Der Kammerdiener verschwand in der That nur, um wiederzuerscheinen, rasirte Billefort und kleidete ihn feierlich schwarz an.

Als er dieses Geschäft beendigt hatte, sprach er:

„Madame hat gesagt, sie erwarte den Herrn Staatsanwalt, sobald er angekleidet wäre.“

„Ich komme,“ versetzte Billefort und wandte sich, die Akten unter dem Arme, den Hut in der Hand, nach der Wohnung seiner Frau.

An der Thüre ihres Zimmers blieb er einen Augenblick stehen und trocknete mit dem Sacktuch den Schweiß ab, der von seiner bleichen Stirne floß.

Dann öffnete er.

Frau von Billefort saß auf einer Ottomane und blätterte mit Ungeduld in den Zeitungen und Brochuren, welche der junge Eduard zu seiner Belustigung in Stücke zerriß, ehe seine Mutter Zeit gehabt hatte, ihre Lecture zu vollenden.

Sie war völlig zum Ausgehen gekleidet; ihr Hut erwartete sie auf einem Fauteuil liegend, und sie hatte bereits die Handschuhe angezogen.

„Ah! hier sind Sie, mein Herr,“ sagte sie mit ihrer natürlichen, ruhigen Stimme: „mein Gott! wie bleich sehen Sie aus! Sie haben also abermals die ganze Nacht hindurch gearbeitet? Warum sind Sie nicht zum Frühstück zu uns gekommen? Nun! nehmen Sie mich mit, oder werde ich allein mit Eduard gehen?“

Frau von Billefort hatte, wie man sieht, die Fragen vervielfacht, um eine Antwort zu erhalten; aber bei allen diesen Fragen blieb Herr von Billefort kalt und stumm, wie eine Bildsäule.

„Eduard,“ sagte Billefort, einen gebieterischen Blick auf das Kind heftend, „spiele im Garten, mein Freund, ich muß mit Deiner Mutter sprechen.“

Frau von Billefort bebte, als sie dieses kalte Wesen, diesen entschiedenen Ton, diese seltsamen Präliminarien wahrnahm. Eduard schaute seine Mutter an; als er sah, daß sie den Befehl von Herrn von Billefort nicht bestätigte, fing er an, seinen bleiernen Soldaten die Köpfe abzuschneiden.

„Eduard,“ rief Herr von Billefort mit so hartem Ausdruck, daß das Kind auf den Boden sprang, „verstehst Du mich? vorwärts!“

An eine solche Behandlung nicht gewöhnt, richtete sich das Kind auf und erbleichte, . . . ob aus Zorn oder aus Furcht, wäre schwer zu behaupten gewesen.

Der Vater ging auf den Knaben zu, nahm ihn beim Arm, küßte ihn auf die Stirnen und sprach:

„Gehe, mein Kind, gehe!“

Eduard entfernte sich.

Herr von Billefort folgte ihm bis zur Thüre und schloß diese, als er hinausgegangen war, mit dem Niegel.

„Oh! mein Gott!“ rief die junge Frau ihrem Gatten bis in die Tiefe der Seele schauend und ein Lächeln versuchend, das die Unempfindlichkeit von Billefort vereiste, „was wollen Sie denn?“

„Madame, wo verwahren Sie das Gift, dessen Sie sich gewöhnlich bedienen?“ sprach scharf und ohne Eingang der zwischen seiner Frau und der Thüre stehende Beamte.

Frau von Billefort empfand, was die Lerche empfinden muß, wenn sie den Hühnergeier seine mörderischen Kreise über ihrem Kopf immer enger ziehen sieht.

Ein heiserer, gebrochener Ton, der weder ein Schrei, noch ein Seufzer war, kam aus der Brust von Frau von Billefort hervor, und leichenblaß erwiderte sie:

„Mein Herr . . . ich verstehe Sie nicht.“

Dann erhob sie sich in einem Paroxysmus des Schreckens, . . . doch in einem zweiten Paroxysmus, der ohne Zweifel noch heftiger war, als der erste, fiel sie alsbald wieder auf die Kissen ihrer Ottomane zurück.

„Ich fragte Sie,“ fuhr Herr von Billefort mit vollkommen ruhigem Tone fort, „ich fragte Sie, wo Sie das Gift verbärgeren, mit dessen Hülfe Sie meinen Schwiegervater, Herrn von Saint-Meran, meine Schwiegermutter, Barrois und meine Tochter Valentine umgebracht haben?“

„Oh! mein Herr,“ rief Frau von Billefort die Hände faltend, „was sagen Sie da?“

„Sie haben mich nicht zu fragen, sondern nur zu antworten.“

„Habe ich dem Richter oder dem Gatten zu antworten?“ stammelte Frau von Billefort.

„Dem Richter, Madame, dem Richter.“

Es war ein furchtbares Schauspiel, die Blässe dieser Frau, die Angst in ihren Blicken, das Zittern ihres ganzen Körpers.

„Ah! mein Herr!“ murmelte sie, „ah! mein Herr!“ und das war Alles.

„Sie antworten nicht, Madame!“ rief der furchtbare Frager. Dann fügte er mit einem Lächeln bei, das noch schrecklicher war als sein Zorn: „Sie leugnen also nicht!“

Frau von Billefort machte eine Bewegung.

„Und Sie könnten auch nicht leugnen,“ fügte Herr von Billefort bei, indem er die Hand ausstreckte, als wollte er sie im Namen der Gerechtigkeit festnehmen; „Sie haben diese verschiedenen Verbrechen mit einer unverschämten Geschicklichkeit verübt, die jedoch nur Leute täuschen konnte, welche durch Liebe geneigt waren, Ihnen gegenüber blind zu sein. Seit dem Tode von Frau von Saint-Meran wußte ich, daß ein Giftmischer in meinem Hause war, Herr d'Abigny hatte mich davon in Kenntniß gesetzt; nach dem Tode von Barrois fiel mein Verdacht, Gott verzeihe es mir, auf Jemand, auf einen Engel, mein Verdacht, der selbst da, wo kein Verbrechen obwaltet, im Grunde meines Herzens unablässig angezündet Wache hält; doch nach dem Tode von Valentine gab es keinen Zweifel mehr für mich, Madame, und nicht allein für mich, sondern auch für Andere; so wird Ihr Verbrechen, nunmehr zwei Personen bekannt, von Mehren beargwohnt, öffentlich werden; und es ist, wie ich Ihnen so eben sagte, Madame, nicht mehr der Gatte, der zu Ihnen spricht, sondern ein Richter!“

Ihr Gesicht in ihren Händen verbergend, stammelte die junge Frau:

„Oh! Herr, ich flehe Sie an, glauben Sie nicht dem Scheine!“

„Sollten Sie feig sein?“ rief Billefort mit verächtlichem Tone. „In der That, ich habe stets wahrgenommen, daß die Giftmischer feig sind. Sollten Sie feig sein, Sie, die Sie den gräßlichen Muth gehabt

haben, zwei Greise und ein junges Mädchen von Ihnen ermordet vor Ihren Augen verschwinden zu sehen?"

"Herr! Herr!"

"Sollten Sie feig sein," fuhr Villefort mit wachsender Heftigkeit fort, "Sie, die Sie die Minuten von vier Todeskämpfen eine um die andere gezählt, Sie, die Sie mit einer so wunderbaren Geschicklichkeit und Genauigkeit Ihre höllischen Pläne entworfen und Ihre schändlichen Getränke eingerührt haben? Sie, die Sie Alles so gut berechnet, sollten Eines nicht berechnet haben, nämlich, wohin Sie die Enthüllung Ihrer Verbrechen führen konnte? Oh! das ist unmöglich, und Sie haben ein Gift, süßer, feiner, tödtlicher als die anderen, aufbewahrt, um der Ihnen gebührenden Bestrafung zu entgehen. . . . Sie haben dies gethan, wenigstens hoffe ich es."

Frau von Villefort rang ihre Hände und fiel auf die Kniee.

"Ich weiß es wohl . . . ich weiß es wohl," sprach Herr von Villefort, "Sie gestehen, doch ein Geständniß den Richtern abgelegt, ein Geständniß im letzten Augenblick, ein Geständniß, wenn man nicht mehr leugnen kann, ein solches Geständniß mildert in keiner Beziehung die Strafe, die sie über den Schuldigen verhängen!"

"Die Strafe!" rief Frau von Villefort, "die Strafe, mein Herr! Es ist schon das zweite Mal, daß Sie dieses Wort aussprechen!"

"Allerdings. Glaubten Sie zu entkommen, weil Sie viermal schuldig waren? Glaubten Sie, weil Sie die Frau desjenigen sind, welcher die Strafe fordert, würde diese Strafe ausbleiben? Nein, Madame, nein! Die Giftmischerin, wer sie auch sein mag, erwartet das Schaffot, besonders Sie, wie ich Ihnen so eben sagte, nicht dafür besorgt gewesen ist, einige Tropfen von ihrem sichersten Gifte aufzubewahren!"

Frau von Billefort stieß einen wilden Schrei aus, und der häßliche, unbezähmbare Schrecken bemächtigte sich ihrer verstörten Gesichtszüge.

„Oh! fürchten Sie das Schaffot nicht, Madame,“ sagte der Staatsanwalt, „ich will Sie nicht entehren, denn das hieße mich selbst entehren; nein, im Gegentheil, wenn Sie mich gut gehört haben, müssen Sie begreifen, daß Sie nicht auf einem Schaffot sterben können.“

„Nein, ich habe nicht begriffen, was wollen Sie sagen?“ stammelte völlig niedergeschmettert die unglückliche Frau.

„Ich will sagen, daß die Frau des ersten Beamten der Hauptstadt einen fleckenlos gebliebenen Namen nicht mit ihrer Schande belasten, und nicht mit demselben Schlage ihren Gatten und ihr Kind entehren wird.“

„Nein! oh, nein!“

„Wohl, Madame, das wird eine gute Handlung von Ihnen sein, und für diese gute Handlung danke ich Ihnen.“

„Sie danken mir, und wofür?“

„Für das, was Sie gesagt haben.“

„Was habe ich gesagt? mein Kopf ist verwirrt; mein Gott! mein Gott! ich begreife nichts mehr.“

Und sie erhob sich mit aufgelösten Haaren, und schäumenden Lippen.

„Sie beantworteten die Frage, welche ich bei meinem Eintritt machte: „Wo ist das Gift, dessen Sie sich gewöhnlich bedienen, Madame?““

Frau von Billefort streckte die Arme zum Himmel empor und schlug krampfhaft die Hände an einander.

„Nein, nein,“ schrie sie, „Sie wollen das nicht!“

„Ich will nicht, daß Sie auf dem Schaffot sterben, Madame, hören Sie?“ antwortete Billefort.

„Oh! Gnade, Herr!“

„Es ist mein Wille, daß Gerechtigkeit geschehe.“

Ich bin auf der Erde, um zu strafen, Madame," fügte er mit einem flammenden Blicke bei; "jeder andern Frau, und wäre es einer Königin, würde ich den Henker schicken, gegen Sie werde ich barmherzig sein. Ihnen sage ich: Nicht wahr, Madame, Sie haben einige Tropfen von Ihrem süßesten, schnellsten und sichersten Gift aufbewahrt?"

"Oh! verzeihen Sie mir, lassen Sie mich leben!"

"Sie ist feig," sprach Villefort.

"Bedenken Sie, daß ich Ihre Frau bin!"

"Sie sind eine Giftmischerin."

"Im Namen des Himmels!"

"Nein!"

"Im Namen der Liebe, die Sie für mich gehabt haben! . . ."

"Nein! nein!"

"Im Namen unseres Kindes! Oh! unserem Kinde zu Liebe lassen Sie mich leben."

"Nein! nein! nein! sage ich Ihnen, ließe ich Sie leben, so würden Sie eines Tages das Kind so gut tödten, als die Andern."

"Ich! mein Kind tödten!" rief in höchster Leidenschaft diese Mutter, auf Villefort zustürzend; "ich meinen Eduard tödten! . . . ah! ah! ah!"

Und ein gräßliches Gelächter, das Lachen eines Dämons, das Lachen eines Wahnsinnigen vollendete den Satz und verlor sich in einem blutigen Geräusch.

Frau von Villefort stürzte zu den Füßen ihres Gatten nieder.

Villefort näherte sich ihr und sprach:

"Bedenken Sie wohl, Madame, ist bei meiner Rückkehr nicht Gerechtigkeit geschehen, so zeige ich Sie mit meinem eigenen Munde an, verhafte ich Sie mit meinen eigenen Händen."

Sie hörte keuchend, vernichtet; nur ihr Auge lebte in ihr und brannte in einem düsteren fürchtbaren Feuer.

"Sie verstehen mich," sagte Villefort, "ich gehe,

um die Todesstrafe gegen einen Mörder zu fordern. Finde ich Sie noch lebend, so ist heute Nacht die Conciergerie Ihre Wohnstätte."

Frau von Billefort stieß einen Seufzer aus, ihre Nerven wurden schlaff, sie wälzte sich gebrochen auf dem Boden.

Der Staatsanwalt schien eine Regung des Mitleids zu fühlen, er schaute sie minder streng an, verbeugte sich leicht vor ihr und sprach langsam:

"Gott befohlen, Madame, Gott befohlen!"

Dieser Abschied fiel wie das Messer des Todes auf Frau von Billefort.

Sie wurde ohnmächtig.

Der Staatsanwalt entfernte sich und schloß hinausgehend die Thüre doppelt.

## Dreizehntes Kapitel.

### Die Assisen.

Die Affaire Benedetto, wie man damals in Paris und in der Gesellschaft sagte, machte ein ungeheures Aufsehen. Ein täglicher Gast des Café de Paris, des Boulevard de Gand und des Bois de Boulogne, hatte der falsche Cavalcanti während seines Aufenthalts in Paris und während der paar Monate, die sein Glanz gedauert, eine Menge von Bekanntschaften gemacht. Die Zeitungen erzählten von den verschiedenen Stellungen des Angeklagten in seinem eleganten Leben und in seinem Leben im Bagno; hieraus erfolgte die größte